

**Jubiläumsfeier des Amerika-Institut und der Alumni Association
Ludwig-Maximilians-Universität
am 23. Oktober 2024 im Amerikahaus München
Ansprache von Prof. Dr. Kerstin Schmidt
Amerikanische Literaturwissenschaft**

Guten Abend, verehrte Gäste!

Sehr geehrter Herr Generalkonsul, dear Dr. Miller,

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Huber,

Sehr geehrter Herr Präsident der Universität Regensburg, lieber Udo,

Sehr geehrter Herr Dekan, lieber Hans-Jörg,

Sehr geehrter Festredner, lieber Herr Kreye,

Liebe Kolleginnen und Kollegen des Departments für Anglistik und Amerikanistik und der Fakultät 13, ich sehe ebenso viele Kolleginnen und Kollegen anderer Fachbereiche und anderer Universitäten,

Liebe Studierende und liebe Alumni,

Liebe Freundinnen und Freunde des Amerika-Instituts

– kurzum: dear all!

Es ist mir eine Freude, Sie alle im Namen des gesamten Amerika-Instituts willkommen zu heißen. Und wenn ich „Amerika-Institut“ sage, meine ich damit tatsächlich „uns alle“, d.h. auch diejenigen, die das AI über Jahre hinweg begleitet und geprägt haben und gegenwärtig vielleicht nicht mehr aktiv in der Schellingstr. 3 tätig sind. Viele erhielten Rufe an andere Universitäten, manche sind im wohlverdienten aktiven Ruhestand, wiederum andere haben der universitären Laufbahn vielleicht den Rücken gekehrt, nicht aber zum Glück dem Amerika-Institut. Es ist schön, Euch und Sie alle hier bei unserem Fest zu sehen.

Zunächst aber darf ich mich bei der Hausherrin, Frau Dr. Zwingenberger, bedanken – die ich ebenso in der genannten, inklusiven AI-Gruppe sehe. Liebe Meike, vielen Dank für Deine Gastfreundschaft.

Auch wenn die LMU gut 550 Jahre alt ist, so ist das Amerika-Institut immerhin so alt wie das Grundgesetz. Und es ist das älteste Institut seiner Art in Deutschland. Wie Sie vielleicht schon gehört haben, wäre unser Jubiläum um ein Haar an uns vorbeigegangen; wir waren zu beschäftigt mit Amerika, mit der Untersuchung und kritischen Auseinandersetzung eines faszinierenden – und bisweilen verstörenden Landes. Das zeigt sich aktuell vielleicht so deutlich wie selten. Die Wahl steht bevor, und wir blicken gespannt, wenn nicht sorgenvoll, gelegentlich mit Entsetzen, auf den Präsidentschaftswahlkampf und auf den Wahltag am 5. November. Dazu spricht später unser Festredner Herr Andrian Kreye, nicht ich.

Natürlich, eigentlich nutzt man Jubiläen dazu, auf die Vergangenheit zu blicken – ein riesenhaftes, und oft auch ein tückisches Thema. Man stellt die Leistungen der Jahrzehnte zusammen, entwirft Genealogien, versichert sich selbst und den anderen, woher man kommt – ein Distinktions- und Bindemechanismus zur Gruppenbildung. Man spricht dabei in der Regel über die Erfolge, prägende Gestalten, Herausforderungen, und man denkt, meist im Stillen oder im Gespräch zu später Stunde, möglicherweise auch an die Fehler oder Versagen – „failure“, so wissen wir spätestens seit Jack Halberstam, ist tabuisiert in der US-amerikanischen Kultur.

Ich möchte das Jubiläum lieber dazu nutzen, mir Gedanken zur Zukunft des Amerika-Instituts zu machen; anders gesagt, mich treibt eher die Frage um, wohin man will, eine projizierte Entwicklungsbahn – auch wenn man genau das letztlich nur aus der Vergangenheit heraus tun kann. Die Vorwärtsgewandtheit, die Modernität und das stets Neue, wird ebenso oft als zentrale Analysekategorie, als „driving force,“ für das Amerikanische gebraucht. Und auch bei dieser Diagnose gilt; sie ist mit Umsicht zu behandeln. Denn allzu oft wird all jenes, und werden all jene vergessen, die unter die Räder dieser monströsen Modernisierungsmaschine gekommen sind.

Da wir alle in vielen Kontexten mit US-amerikanischen Kolleginnen in engem Kontakt stehen, Austausche initiieren, gemeinsame Forschungsprojekte und Lehrveranstaltungen planen, gibt es auch bei diesen Zusammentreffen immer einen Punkt, an dem es um die dieselben Fragen zur anstehenden Wahl geht, die derzeit die halbe Welt im Griff haben. Meist

lauten sie in etwa so: „Wie kann es nur sein, dass ...?“ „Es ist nicht nachzuvollziehen, warum die Hälfte aller Amerikanerinnen und Amerikaner trotz allem ...?“ und so weiter – Sie kennen das. Meist ist das amerikanische Gegenüber so ratlos wie man selbst, aber in all diesen Gesprächen erhalte ich – nach der Ratlosigkeit – dieselbe Antwort: „It’s a good time to be doing American Studies.“ Das sagte gestern der Kollege aus Harvard, zuvor Kolleginnen aus Austin/Texas, der NYU, aus Massachusetts, Yale, Brown, CUNY, you name it.

It’s a good time to be doing American Studies!

Wenn man also im Rückgriff – der Blick anlässlich eines Jubiläums in die Vergangenheit -- sozusagen vorgreift – sich Gedanken um die Zukunft macht – und bei all dem Veränderung als etwas Gutes, etwas Offenes und daher auch Verheißungsvolles begreift, kann man sich den aktuellen interessanten und herausfordernden Fragen stellen, die in Zusammenhang mit einem so global prägenden, so umstrittenen, so spannenden Land stehen. Seit wir, am Sonntagnachmittag war es, erfahren haben, dass Berndt Ostendorf verstorben ist, denke ich an die Herausforderungen für das noch junge Fach in seiner Zeit. Ich habe Berndts Texte als Studentin gelesen, und sie zählten zu denjenigen, die mein Verständnis US-amerikanischer Kultur mit am meisten geprägt haben. Allen voran war der kulturwissenschaftliche „turn“ einer der spannenden neuen Ansätze. Berndt kam, wie auch ich, aus dem Freiburger Englischen Seminar, das war traditionell eher literaturwissenschaftlich ausgerichtet. Berndt muss sehr früh, wie viele andere, gedacht haben, dass es dem Verständnis von Kultur dienlich ist, den Textbegriff auszuweiten. Wie kann man Brooklyn Bridge als Bauwerk einer durch und durch emblematischen Nation als kulturwissenschaftlichen Text lesen? Was sagt uns der Jazz? Was die „second line“ in New Orleans, die Berndt so liebte? Die allzu eng gezogenen Grenzen zwischen Fachgebieten, Lehrstühlen, Professuren müssen weg hin zu einer Betrachtungsweise und Analysetätigkeit, die wieder sehr viel stärker die Gesamtheit der Kultur in den Blick nimmt, soziologische, politikwissenschaftliche, kunsthistorische, philosophische Ansätze einbezieht und sich aktiv an der Entwicklung einer neuen Debattenkultur beteiligt, diese vorantreibt und damit auch dem Fach Amerikastudien neue Impulse verleiht. Und darin sehe ich nicht nur die Möglichkeit, sondern eigentlich auch die Verpflichtungen dieses ältesten

Instituts, auch und gerade in der seiner Vernetzung in die Stadtkultur, ins Amerikahaus, ins Generalkonsulat, und im Rahmen der engen Beziehungen in die USA.

Aber auch diese Sache hat mindestens einen Haken. Eher zwei. Dieser Haken ist nicht unerheblich und trifft die Geisteswissenschaften in toto, und zwar diesseits und jenseits des Atlantiks. Die vielbeschworene Krise der Geisteswissenschaften, die überall stark sinkenden Studierendenzahlen, *budget cuts* – ein viel zu großes Thema für die wenigen Minuten meiner Redezeit – erfordern die Entwicklung neuer analytischer Perspektiven und diskursiver Formate. Und der zweite, damit in Zusammenhang stehende Haken: die Frage der Relevanz der Geisteswissenschaften, nach deren Funktion und Möglichkeiten in einer Welt, in der die besagten Fragen, die Geisteswissenschaften ja stellen, alle umtreiben und in der man mehr denn je nach „public intellectuals“ sucht, oder besser: sie braucht.

Mindestens für die nächsten 75 Jahre wünsche ich mir eine sehr viel stärker interdisziplinär orientierte kulturwissenschaftliche Forschung, mehr Internationalisierung, eine fluidere Struktur in der Organisation des Instituts, weg von disziplinärem Denken und hin zu einer übergreifenden Debattenkultur und dazu dann noch der dringend erforderliche Gang ‚raus in die Welt‘, das heißt die Hinwendung zu einer breiteren Öffentlichkeit und die Ausweitung der Perspektive in den Bereich der Gesellschafts- und Wissenschaftspolitik.

Und das alles versehen mit einer Menschlichkeit, die man – ein Blick in die Nachrichten genügt – landauf landab, fern und nah, so jäh vermisst.

Und damit mir mein kurzer Text nicht allzu düster gerät – wir wollen ja ein Fest feiern –, schließe ich mit einem Gedanken an unsere Studierenden – die vielen Generationen seit 1949, für die wir das ja tun! Und an unsere Alumni. Wer solche Alumni hat, die ja nun aus den Studierenden hervorgehen, muss eigentlich ziemlich viel richtig gemacht haben.

Vielen Dank.